Bierglaslyrik

schon fast kult

Nr. 30 / Juli 2015

„Bei uns gab es so was nicht“ Monika Enders fabuliert.
„Zu vielem berufen, zu nichts verdammt“ Sarah Beckmann sinniert.
„Verrückt wär mal, nix zu machen“ Charlotte Krafft räsoniert.

Gesammelte Werke zum Thema Generation

Editorial

Liebe Lyrikerinnen, liebe Lyriker

Nun ist es also soweit. Wir haben die 30 geknackt. Mit dieser 30. Ausgabe wurden nun bereits 540 Texte in der BIERGLASLYRIK veröffentlicht. Längst sind wir also nicht mehr die „junge Zeitschrift" oder eine „erfrischende Alternative". Langsam aber sicher sind wir eher NZZ als BRAVO. Aber keine Angst: Zu einem Generationenwechsel in der Redaktion wird es noch lange nicht kommen. Erst wenn wir beim Pfeifen stopfen und Husten eure Manuskripte in Brand setzen, werden wir uns Gedanken über eine sinnvolle Nachfolge machen. Bis dahin sendet uns erst einmal eure Texte zum neuen (total frischen und jugendlichen!) Thema „Peng!" und geniesst die vorliegende Ausgabe zum Thema „Generation". Bravo.

Prost
Die Redaktion

Der Berg

von Jolanda Fäh

Lass uns auf den Berg gehen, sagt sie.
Mit gehen meint sie fahren. Mit der Bahn. Und dann hundert Meter zu Fuss bis zum Aussichtspunkt.
Früher sind wir oft auf den Berg gegangen, sagt sie.
Gefahren, korrigiere ich still.
Ich war schon so lange nicht mehr oben, sagt sie. Vom Berg aus kann ich das Haus sehen, wo ich aufgewachsen bin.
Wir fahren hoch, wenn ich das nächste Mal zu dir komme, antworte ich.
Das machen wir, sagt sie. Und dann zeige ich dir, wo ich aufgewachsen bin.
Ja, sage ich, prima Idee.
Dann fahre ich nach Hause.

Sie steht unter ihrer Wohnungstüre und wartet auf den Lift, der mich nach oben bringt.

Du warst lang nicht mehr hier.
Diesen Satz kenne ich schon.
Ein Dreivierteljahr, sagt sie. Wir wollten zusammen auf den Berg.
Ein Dreivierteljahr. So lange? Ich rechne nach. Stimmt. Ich sollte mich schlecht fühlen. Jetzt fühle ich mich etwas schlecht.
Das mit dem Berg hatte ich vergessen. Oder gehofft, sie hätte es vergessen.
Ich sage: Ich werde vergesslich. Du hättest mich an den Ausflug erinnern sollen, als ich dich anrief, um dich zu fragen, ob du zu Hause seist.
Ich bin immer zu Hause, sagt sie.
Das stimmt nicht. Sie ist manchmal beim Coiffeur und manchmal bei der Fusspflege und manchmal auf dem Markt. Manchmal ist immer dann, wenn ich anrufe, um zu fragen, ob sie zu Hause sei.
Wenn ich den Hörer abnehme, bin ich zu Hause.
Das stimmt nicht. Manchmal ist sie zu Hause und nimmt einfach den Hörer nicht ab.
Ich mag nicht, wenn sie mir am Telefon was verkaufen wollen, sagt sie.
Jetzt liegt Schnee. Bei Schnee können wir nicht auf den Berg, sagt sie.
Der Weg von der Bahnstation zum Aussichtspunkt ist zu beschwerlich. Die Hüfte, die Beine, der Schnauf, sagt sie.
Sie schaut aus dem Fenster hinaus, hinüber auf den Berg.
Ich ginge gern wieder mal auf den Berg, sagt sie und schenkt mir Kaffee ein.
Ich schaue gleichfalls hinüber. Der Berg ist ein Hügel mit einem Sendemast obendrauf.
Oben ist ein Restaurant, sagt sie. Sie macht so ein Gesicht.
Der Berg sagt nichts dazu. Ich auch nicht.

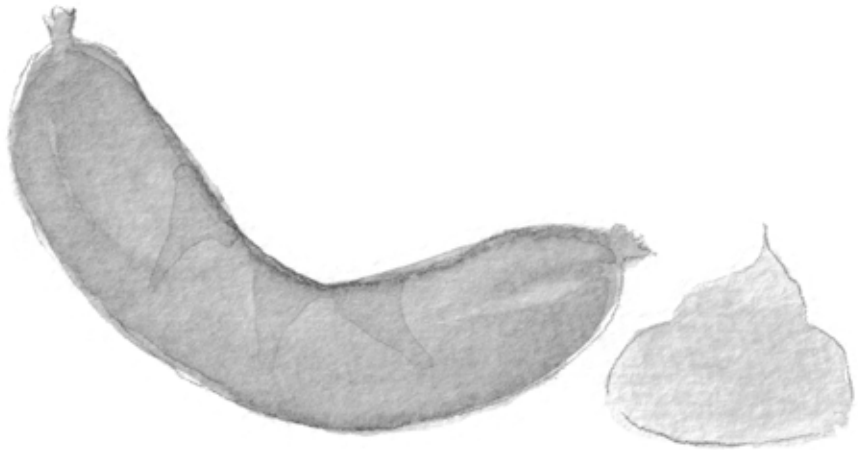
Jolanda Fäh trinkt Cream Ale, wenn's keinen Kaffee gibt

Wie's hier ist

von Charlotte Krafft

Dreckig muss es sein. Das ist hier so, dass alles hier schön geil dreckig sein muss. Schön grottig, räudig, abstossend muss es sein. Nichts darf versteckt werden oder verkleidet. Passiert nicht, gibt's nicht sowas, dass hier was versteckt oder verkleidet wird. Tief, so richtig tief reinfühlen, in die Scheisse rein, so muss es sein, weil das real ist, Mann. Reisserisch nicht mal, dafür ist schon zu viel passiert. Woran soll man hier schon packen? Gibt nichts mehr zu reissen hier. Realness ist gefordert! DEIN DING machen, DEIN DING! Individualität darf man aber nicht sagen, wer individuell sagt, hat schon verloren, und wer sagt, dass jemand verloren hat, hat auch verloren, weil es gibt hier ja nichts zu gewinnen oder zu verlieren, also bist du ein Loser, wenn du in den eingeschränkten Kategorien von Sieg und Niederlage nur denken kannst, du Lappen! Individuell wurde hier zu oft gesagt, von allen, es kommt der Verdacht auf, dass du nur nachplapperst oder nur nachdenkst, dass du dir ein anerkennendes Kopfnicken damit ergattern willst. Egal soll's sein, wo das Kopfnicken bleibt, du machst DEIN DING. Dafür… Dafür geb' ich dir dann 'n Kopfnicken, Alter, wenn du drauf scheissen kannst, so geht's, so wird's was, dafür nick' ich anerkennend und meine Kumpels auch, coooooler Typ, Alter, der macht einfach, macht einfach sein Ding, dem is echt fickegal, was die Leute sagen und die Leute sagen dazu TOP! Geiler Typ, Alter! Der is' real, der kann gar nich' anders als er's macht, BÄM, bah is' das widerlich, voll real, geil. Kein Geschnörkel, nix Überflüssiges, kein Geschmück, einfach nur echt, das is' geil. Wenn ich ehrlich bin, ich kapier' nix, vielleicht hab ich 'ne Ahnung, so 'ne Idee, aber das ist alles rein subjektiv. Wenn ich was kapieren würde, wüsste ich sofort: Das kann nur Schrott sein, was der macht, kann nur Schrott sein. Das ist echt ein richtiger banaler Schrott, kommt mir hier irgendwie empfindsam, affektiert, bourgeoiser Mistkack, banale Intellecktmichamarsch-Volllaberung. Geil ist die echte Banalität, die Realness, die Strasse, Mann, das ist geil. Das ist das Wahre. Verrückt ist alles hier. Wer verrückt ist, ist geil, alle versuchen, verrückt zu werden. So richtig verrückt wär mal, nix zu machen. Hab' ich neulich gelesen, so ein Verrückter hat das gesagt und ich hab gedacht: Genau das denk' ich auch immer – so ähnlich. Und voll real hat der das gesagt, richtig dreckig einfach, auf allen Anstand oder Scham geschissen einfach, kein Geschnörkel, keine schönen Wörter, nichts Gedrechseltes, ganz clean – das isses! Ok, eine Kunst zu beherrschen ist schon ganz nice, aber die Kunst beherrschen, kann keiner. Komm mir hier mit Pinselstrich und so Kack und red' mir von Kunst als Kunstfertigkeit, ich tret' dich weg, Alter! Wir sind die Generation ohne Regeln. Sieht man doch, guck doch hin, guck doch mal hier hin. Wir haben nichts, woran wir uns ‚reiben' könnten, keine Zäune zum Niedertreten, wir rennen querfeldein, ohne das geringste Schuldgefühl oder Revolutionsgefühl. Bei uns ist alles Revolution und nichts, voll verrückt, aber das weiss ja jeder, darum solltest du auch nicht versuchen, hier irgendwas aufzustellen, du hast echt null Chance, null! Ehe hier irgendwas aufgestellt wird, wirst du in den Boden gestampft – Kopf voran, genau wie all die alten Zäune und Wände und Banden und all die alten Knacker vor dir, die Bock hatten uns vollzulabben. Wenn ich ehrlich bin: Die Konsequenz wär's ja echt, nichts zu machen, wenn ich ehrlich bin: Ich bin's auf jeden Fall nicht, also konsequent, ehrlich auch nich'. Nichts machen wär das Höchste, Alter, das wär das Krasseste, das Realste, oberste Liga: NICHTSMACHEN, nur rumliegen, rumstehen, nix erzählen, nix machen halt, Fresse halten, dann versteht auch keiner was und keiner nichts. Oder halt in 'ner Würstchenbude scheiss Würstchen braten und mit Bauarbeitern reden und danach keinem erzählen, dass man mit Bauarbeitern geredet hat, weil's einfach nicht cool ist, überhaupt nichts Cooles machen, das wär' das Coolste, aber ich wette, wenn ich ehrlich bin: Hier macht das keiner, und sobald es einer machen würde, würde er doch wieder irgendwo hin rennen danach und irgendwem erzählen, dass er Würstchen verkauft hat und mit Bauarbeitern redet und in den Flur pisst und der würde dann kommen und zugucken und dann käme wieder das COOL und das Kopfnicken.

Charlotte Krafft trinkt Tyskie



Why?

von Bernd Daschek

Neulich beim Käsekuchenessen.
Annabelle: „Hast du ne Ahnung, warum viele aus der Generation Why sowas von blöd sind?“
Reinhard: „Aus der was bitte?“
Annabelle: „Das sind die zwischen 1977 und 1998 geborenen. Die Jahrgänge ordnen die Soziologen nach Buchstaben. Bei denen ist es halt das Y, englisch „why“ ausgesprochen. Na, wenn du das übersetzt, weisste alles über sie.“
Reinhard: „Und die sollen blöd sein? Haste Beispiele?“
Annabelle: „Also diese Gen Y ist deshalb blöd…“
Atze nähert sich dem Tisch und stellt sein Bier mit dem bunten Aufdruck „Maracuja-Erbsen-Flair + Schuss von Kaffeeminze“ auf den Tisch. „Wat lästert die alte Emanze wieder über Männer?“
Annabelle: „Wieso lästere ich über Männer?“
Atze: „Na, Gen Y ist blöd! Y ist männlich!“
Reinhard: „Nein, Atze, es ging um…“
Atze: „Lass’ ma, lass’ ma, mir braucht keiner was zu erzählen! Ich kenn mich aus, weiss Bescheid. Keiner kann mir was vormachen. Ich verstehe die Welt.“
Annabelle: „In welchem Jahr bist du nochmal geboren, Atze?“
Atze: „1993, wieso?“
Reinhard schaut Atze an, dann Atzes Bier: „Ich verstehe, Annabelle, ich verstehe. Danke für das Beispiel.“

Bernd Daschek trinkt Singha Beer

Gib mir noch ein Riff

von Vera Rick

Ich begann, Tim Leuninger zu mögen, als er mir in den Finger biss. Er biss sanft zu, fast nachdenklich. Vor Überraschung tastete ich seine Zunge ab, den Kiefer, in dem die Zähne fehlten, und musste an die Burgen denken, die ich als Kind am Bach gebaut hatte. So fühlte sich Tims Kiefer an, glatt und nachgiebig wie eine Wand aus nassem Lehm.

Tim war ein Tattler. So nannte ich die Opas aus dem Altenheim Sankt Barbatus. Opas, die der Schlag getroffen hatte oder das Vergessen. Opas, die sich bepissten und gefüttert werden mussten.

Ich war erst den zweiten Tag hier, aber ich hasste alles. Den Fahrstuhl mit seinem Geruch nach Urin und verkochtem Essen, die Chefin, die mich ständig beim Rauchen erwischte, am meisten aber hasste ich Tim. Tim war mein persönlicher Tattler. Mein Sozialdienst. Tim füttern oder Jugendknast. Das war die Alternative.

Ich stülpte die Kopfhörer auf. Ohne ihre Begleitung wollte ich nirgendwo sein, schon gar nicht bei Tim. Ich drehte die Musik auf, dass der Sound bis in den Magen wummerte. Und so, unter dem Schutzschild der Foo Fighters, schob ich Tim orangefarbenen Brei in den Mund, Löffelchen für Löffelchen, Riff für Riff. Ich fragte mich, was so ein Tattler fühlte. Wusste er, dass wir den Knast gemeinsam hatten? Ich wollte nicht rein und er sass schon drin: Jugend- und Altenknast.

Tim war unruhig, er wich dem Löffel aus, schwankte vor und zurück. Seine Hände formten Bilder, die ich nicht verstand. Eine Haarsträhne fiel ihm ins Gesicht, ich strich sie zur Seite. Eindeutig zu viele Haare für einen Tattler. Und dann noch lange, graue Locken. Ein Wunder, dass sie ihm die nicht kahl geschoren hatten.

„Was ist“, sagte ich, „keinen Brei mehr? Dann eben nicht.“ Ich wischte ihm den Mund ab, das Kinn, da biss er zu. Ganz schnell, mit einer jähen Wendung des Kopfes. So schnell ging das, niemals hätte ich ihm das zugetraut. Ich hielt ganz still, den Finger in seinem Mund. Seine Augen hingen vor mir wie braungelbe Pfützen, auf deren Grund Steinchen lagen. Sanft wie die von einem ganz alten Pferd. Dann öffnete er den Mund, gab den Finger frei und fuchtelte mit den Händen an meinen Ohren herum, bis ich endlich kapierte. Ich nahm die Kopfhörer ab und stülpte sie ihm über. Nur ein bisschen leiser stellte ich den Sound. Er atmete aus. Ganz tief. Es klang wie „Waaa“. Seine Hände lagen still auf den Lehnen, dann hob er eine Hand zur Seite, führte die Finger und den Daumen zusammen, hielt etwas. Eine bewusste, zielgerichtete Bewegung, die die knotigen Gelenke vergessen liess. Dann zuckten und tanzten seine Finger durch die Luft, schoben sich in einer Diagonalen auf und ab, während die rechte Hand dazu schlug. Unkoordiniert wirkte das, aber von einer feinen, flirrenden Eleganz, die hinter dem Ungelenken durchschimmerte.

Dann sah er mich wieder an und senkte die Hände auf den Schoss. Auf dem Display stand: Van Halen. Alter Scheiss, dachte ich, aber eine gottbegnadete Gitarre. Tims Augen waren feucht. Er wiegte sich hin und her, immer langsamer, bis sein Körper nur noch leicht bebte, dann sass er einfach da. Ich hörte nicht, was er hörte, aber ich sah seine Augen und wusste, er folgte jedem einzelnen Gitarrenlauf, der aus dem Kopfhörer schwamm. Vielleicht war Van Halen für ihn eine Rettungsleine. Für einen Moment.

Als ich am Abend nach Hause kam, suchte ich im Netz nach Tims Leben. Es gab einen Haufen Videos, wo er vor einer Menge stand, die ihm zujubelte. Mit seinen Locken und seinen schnellen, flirrenden Händen. Er spielte ein Hendrix-Stück nach dem anderen. Gar nicht mal schlecht.

Am nächsten Tag brachte ich ihm Steve Vai mit, das Solo aus Crossroads. Die Schwester sagte, er warte schon auf mich. Tattler nannte ich ihn nie mehr.

Vera Rick trinkt Adam's Silberberg Pils

Drei Generationen

von Sabri Cakir

1. Generation
Murat, Opa, 72 Jahre:
„Nach Deutschland kam ich ein Jahr später als meine Frau. Wir hatten ein Haus. Wir wollten einen Traktor und Felder kaufen und zurückkehren. Ein paar Jahre sind wir nicht in den Urlaub gefahren und haben gespart. Einmal in den Sommerferien haben wir einen Traktor gekauft. An einem anderen Mal brachten wir unsere Kinder hierher. In jeden Sommerferien kauften wir Felder. Wir wollen nicht, dass unsere Kinder so arm leben wie wir. Wir wohnen seit ungefähr 45 Jahren in Deutschland. Wir konnten immer noch nicht zurück. Unseren Traktor benutzten andere. Unsere Felder wurden von anderen gesät. Ich bin immer noch hier. Denn ich konnte mich von meinen Kindern und Enkeln nicht trennen. Ich liebe meine Enkel. Aber ich bin traurig, weil sie kein Türkisch sprechen. Wir können uns nicht verständigen. Sie können kein Türkisch und ich kann kein Deutsch. Ausserdem werde ich oft krank, weil ich alt bin. Ich brauche Ärzte und Krankenhäuser. Hier sind sie besser. Diese Bedingungen zwingen mich zum Bleiben. Jede Nacht träume ich von der Türkei, aber ich kann nicht zurückkehren."

2. Generation
Aylin, Mutter, 46 Jahre:
„Meine Mutter heisst Emine, mein Vater heisst Murat. Wir kamen mit meinem Bruder Hakan nach Deutschland. In der Türkei besuchten wir die Schule. In Deutschland machten wir auf der Hauptschule weiter. Dort haben wir Deutsch gelernt. Mein Vater wollte nicht, dass ich zur Berufsschule gehe. Ich sollte sofort arbeiten. Also wurde ich im jungen Alter Hilfsarbeiterin. Als ich 20 war, heiratete ich einen jungen Landsmann. Der Lohn meines Mannes war hoch, weil er im Bergbau arbeitete. Die Jahre vergingen. Wir bekamen zwei Töchter und einen Sohn. Einerseits erzog ich die Kinder, andererseits ging ich putzen. Wir kriegten auch Kindergeld. Wir beschlossen mit meinem Mann ein vierstöckiges altes Haus zu kaufen. Wenn wir zurück in die Türkei gehen, können wir es verkaufen. Wenn nicht, können unsere Kinder und Enkel dort wohnen. Oder wir können es vermieten. Im Moment studiert unsere älteste Tochter in Essen. In drei Jahren wird sie Deutschlehrerin. Ihr zweites Fach ist Englisch. Unsere andere Tochter wird dieses Jahr Abitur machen. Sie redet und diskutiert gerne. Deswegen will sie Anwältin werden. Unser Sohn besucht noch die Hauptschule. Er ist in der siebten Klasse. Er will den Beruf Elektriker lernen."

3. Generation
Filiz, Tochter, 22 Jahre:
„Die Türkei ist ein schöner Urlaubsort. Die Strände sind lang. Es gibt viele Diskotheken, Cafés, Museen und Sehenswürdigkeiten. Meine Schulferien verbringe ich dort sehr gern. Aber ich könnte nie dort leben. Denn ich gehöre der deutschen Gesellschaft an. Ich mag diese Menschen und dieses Land. Es gefällt mir, hier zu leben. Ich möchte an einer deutschen Schule als Lehrerin arbeiten. Meine Grosseltern sagen, dass die Türkei meine Heimat ist. Das stimmt nicht. Meine Heimat ist hier."

Sabri Cakir trinkt Stauder Pils aus Essen

Vom Flüchten und vom Suchen

von Sarah Beckmann

Ja ja, wir haben den Ernst
des Lebens nicht begriffen
die Haare noch immer blau
in rauen Mengen getrunken
bis Morgengrauen
wenn ihr uns
auf die Finger haut
zu alt dafür zu sein,
pubertäre Launen!

Oder nee – ihr habt das Leben
ernsthaft nicht begriffen,
zu früh gestoppt
oder gar nicht erst begonnen.
Von keiner Sehnsucht ans Limit
je getrieben,
durch keine Krise jemals
noch hinters Mögliche gefragt.

Die Eltern können's nicht mehr ändern
und von Kindern vorgeworfen:
Realitätsferne Taugenichtse
leben in den Tag!

Na und?
Wir sind die Übrigen.
Vom Flüchten und vom Suchen,
kommen niemals an.
Zu vielem berufen und
zu nichts
verdammt.

Sarah Beckmann macht wegen Bierplauze Bierpause

Meine Schwester, ihr Trinkspiel oder wenn ich Harry liebte

von Carmen Reichle

„Mama, Papa – Ich liebe jetzt den Harry“, würde ich sagen.
„Aber... der ist doch alt“, würde mein Vater murmeln und dann angestrengt versuchen, die neuen Informationen in die engen Formen seiner rationalisierten Gehirnbahnen hineinzupressen. „Der ist nicht nur alt, der ist doch mindestens 75!“, würde meine Mutter dann kreischen, „der war ja schon in der Ausbildung, da ging ich noch nicht mal in die 2. Klasse!“. Dann würde sie sich auf einen Stuhl fallen lassen und heulen und für eine gefühlte Ewigkeit wäre unsere Küche in ein frostiges Schweigen gehüllt – bis auf einmal das leise „Plopp“ eines Weinkorkens ertönen würde. „Peters Grossvater also“, würde meine Schwester – mit einem Glas Rotwein in der Hand – den prekären Zustand noch einmal zusammenfassen: „Der gute alte Harry.“

Von jetzt an würde sie trinken: Einen Schluck für jedes „Was haben wir nur falsch gemacht?“ meiner Mutter und einen für alles, was sich in die Kategorie „Kinder und zu Tode verwöhnt“ einordnen liesse. Sie würde trinken, wann immer ein jammerndes „Ich hab’ gleich gesagt, Köln ist nichts für sie!“ ertönte und schliesslich bei jedem Mal, wenn mein Vater seinen Kopf heben müsste, um mich trotz seiner tiefen Stirnfalten ansehen zu können. „Und wie sollen wir das überhaupt an Weihnachten machen?“, würde meine Mutter letzendlich mit todernster Miene verkünden, und ich würde erleichtert feststellten, dass sie sich endlich zum zentralen Kern des Problems vordiskutiert hatte. „Die Oma findet das bestimmt nicht gut. Und wo soll der Harry denn sitzen? Neben dem Opa? Also das geht ja auf keinen Fall!“
„Iwo“, würde meine Schwester dann lallen, denn glücklicherweise würde der Rotwein selbst den abartigsten Kompromiss aus ihr hervorlocken: „Der Opa, der mag guten Wein. Und der Harry ist eher einer von der reiferen Sorte. Was soll da schon schief gehen?“ Und dann würde sie gleich zwei Schlücke trinken, denn spätestens jetzt würde meine Mutter nach ihrer Bibel greifen und fünf Vaterunser beten. „Alles hab’ ich euch gegeben: vom Schwimmunterricht bis zum Voltigieren“, würde sie sich dabei immer wieder selbst unterbrechen, und ich fände die Zeit gekommen ihr mitzuteilen, dass so ein Gebet ja gar nicht wirken konnte – wobei sie die weisen Worte eifrig ignorieren und stattdessen das Glas meiner Schwester leeren würde. Und ich würde ihr noch mal nachschenken. „Wo liegt denn eigentlich das Problem? Von der „Reifeprüfung“ habt ihr sogar die VHS-Kassette im Regal stehen und das hier ist im Prinzip nichts anderes“, würde meine Schwester nach einer Weile mit rotweinblauen Lippen weiterplappern. „Wechselt von SWR4 zu Scarborough Fair, ersetzt Dustin Hoffman durch eure Tochter und Mrs. Robinson durch einen Mann... also einen alten...“ – ihre besten Intentionen würden ihr die Worte nur so zuwerfen – „na gut, vielleicht besser dessen Vater, et voilà: die Geschichte der Nachbarschaft.“ Ja, meine Schwester wäre in ihrem Element. Sie wüsste, dass sie als zweites Kind allein zum Helfen in diese Familie geboren worden war und zu ihrer Freude bemerkte sie, dass sie in meiner Mutter einen Partner für ihr Trinkspiel gefunden hatte. Denn auch die würde sich nun entschlossen haben zu saufen. Und zwar wann immer die Worte „alt“ und „Mann“ und „Tochter“ fielen. Und auch bei jedem „und“ und „oder“, Verben aller Art und letztendlich bei jedem anderen Wort, das irgendwer von sich gab, oder auch nicht, bis sie beim Nachschenken schliesslich mit einem lauten Ruck die Bibel vom Tisch schmeissen würde.
„Ich versteh euch einfach nicht“, würde mein Vater auf einmal lauthals schreien und jeder Schluck Rotwein würde dort erstarren, wo er sich gerade befände. „Ihr mit euren Beatles und den verdammten Secondhandklamotten: Immer wollt ihr anders sein. Aber einen alten Mann zu verführen, Mensch – das fällt doch nicht mehr unter retro!“ Dann würde auch er zur Flasche greifen und schliesslich eine neue öffnen, und lächelnd würde ich feststellen, dass er nie über die erste Seite seiner Zeitung hinausgekommen war...
„Ist ganz witzig, ja. Aber alles nur rein hypothetisch, oder?“, sagt meine Schwester kauend und wirft sich noch ein Stück Käse in den Mund. „Denn wenn du nicht willst, dass er deine Dating-Anzeige liest – dann schmeiß’ die Zeitung doch einfach weg.“ „Hm“, nicke ich und blicke nachdenklich hinüber zum Stammtisch: Harry – mit Pfeife, Pils und Charme. Der älteste Michael Douglas des Bodensees; der silbernste Richard Gere und Gentleman eines jeden Frühschoppens. Aber vor allem: Peters Grossvater. „Jaja, alles nur rein hypothetisch“, seufze ich schliesslich und schiebe das leere Weinglas entschlossen zur Seite. „Besser noch ’ne Spezi hier.“

Carmen Reichle trinkt Guiness

My Generation

von Jörg Borgerding

Immer wenn ich das Lied „My Generation“ von den „Who“ höre, fällt mir mein älterer Bruder ein. Der hatte sich seinerzeit, kaum dass sie erschienen war, die Single mit dem Song darauf gekauft und dudelte ebendieses Lied immer und immer wieder – und zwar sehr, sehr laut. An jenem milden Frühlingstag, an dem er die Platte erstanden hatte, spielte ich alleine im Garten und hörte die Musik aus meines Bruders Zimmer im Obergeschoss. Plötzlich gab es ein hässliches, kratzendes Geräusch – und fast gleichzeitig verstummte die Musik. Ich blickte zum Fenster empor und sah zunächst die Schallplatte, dann den Plattenspieler und kurz darauf meinen Bruder aus dem Fenster fliegen und in die Rabatten stürzen. Mama mochte das Lied nicht, glaube ich.

Jörg Borgerding trinkt Hopf Helle Weiße

Die Oma, die Tante, Tim und ich

von Monika Enders

Es ist mein Geburtstag. Wir sitzen am schön gedeckten Tisch. Die Oma, die Tante, Tim und ich. Die Oma trinkt Kaffee, er ist ihr zu stark. Die Tante isst Kuchen, er hat zu viele Kalorien, weshalb sie noch ein Stück auf ihren Teller legt. An meinem Handy blinkt das Benachrichtigungslicht auf. Ich streife über das Display. Fünf neue Nachrichten in drei Chats.

„Muss das denn sein?“, sagt die Oma. Weil ich keinen Streit will, halte ich die Klappe.

„Das gab es bei uns nicht.“ Schon wieder die Oma.

Meine Freundin Lara hat mir ein Video, Herzchen und drei Sprachnachrichten gesandt. Die muss ich sofort abhören.

„Einen Moment“, sage ich, „das ist wichtig.“

„Kannst du das Ding nicht weglegen?“ Die Tante.

Ne, kann ich nicht.

„Bei uns gab es so was nicht.“ Die Oma nochmal.

Mein Handy am Ohr höre ich Laras Geburtstagsgrüsse. Sie redet ohne Punkt und Komma, fragt, ob sie vorbeikommen soll. Ich halte den Mikrofonbutton gedrückt und lege los. „Na klar, und danke für die Herzchen. Freue mich schon auf dich, bis gleich.“

„Das ist unhöflich.“ Die Tante.

„War doch nur eine kurze Nachricht an Lara. Sie will mich besuchen kommen.“

„Muss das denn sein, wenn die Familie sich nett um den Tisch versammelt hat? Da hat Lara nichts zu suchen.“

„Aber wenn ich es doch möchte…“

„Bei uns gab es so was nicht. Da wurde Kuchen gegessen und sich höflich benommen.“ Die Oma nochmal.

„Ja, und wenn ihr im Dunklen was sehen wolltet, habt ihr Kerzen angezündet. Neuigkeiten wurden über Trommeln verbreitet und Wasser aus dem Brunnen im Dorf geschöpft.“

„Das geht jetzt aber zu weit,“ nochmal die Oma, „Kein Respekt mehr vor dem Alter!“

„War doch noch eine kurze Nachricht.“

„Du bist frech. Das warst du schon immer.“

Das Handy blinkt schon wieder. Lara. Die siebte Voicemail in den letzten zehn Minuten. Ich schaue die Oma an, während ich Laras Gequatsche lausche.

„Leg doch endlich das Ding weg!“ Die Tante nochmal.

„Ach lasst mich doch in Ruhe. Wer hat heute Geburtstag? Ihr oder ich?“

„Bei uns hätte es so was nicht gegeben.“ Die Oma, jetzt ganz giftig. „Respekt kann ich in meinem Alter ja wohl noch erwarten!“

„Natürlich. Respekt kann man in jedem Alter erwarten.“

„Also ich lasse mir das nicht länger bieten.“ Die Tante.

„Früher wurde sich ordentlich benommen.“ Die Oma.

„Wenn du nicht mit uns feiern willst, gehen wir.“ Die Tante.

Ja, haut doch endlich alle ab, denke ich, und sage zu Lara: „Du kannst gleich kommen. Hier wollen gerade alle gehen. Auch im Jogginganzug. Egal, was du anziehst.“

„Das ist eine Unverschämtheit.“ Die Tante.

Die Oma steht so auf, dass der Tisch wackelt.

Ich schaue Tim an. Er ist extra aus Hamburg nach Münster gefahren, nur um mit mir zu feiern. Tim rettet mich. „Ich bringe euch zwei gleich nach Hause und dann muss ich auch wieder los. Die Uni wartet.“

So ist mein Tim, immer die richtigen Worte. „Danke“, flüstere ich ihm ins Ohr. „Komm doch wieder, wenn du die beiden nach Hause gebracht hast.“

Tim schaut mich amüsiert an. „Klar, mache ich doch gerne. Nur eines: Warum lädst du die beiden eigentlich immer wieder ein?“, fragt er mich und schüttelt den Kopf. „Das ist doch immer das gleiche Theater. Und das an deinem 50. Geburtstag, Mama.“

Monika Enders trinkt Veltins

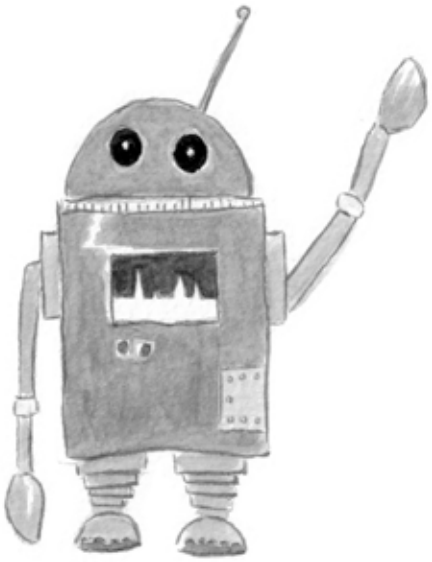
Früher, Heute, Irgendwann

von Angela Suter

Mein Grösi, damals das Telegramm als Novum betrachtet und das erste Kurbeltelefon mit staunenden Augen bedient. Ich habe miterlebt, wie sie am endlos scheinenden Kabel vom Wandtelefon durch die bescheidene Stube getigert ist, dabei mit ihren Finken regelmässig über das Eselsohr des Teppichs gestolpert, und immer artig das Telefongespräch mit „Bhüäti Gott!“ beendet hat. Zur endgültigen Überforderung trieb ich sie mit dem Enkelinnen-Sicherheitskauf von einem Senioren-Natel. Sie wissen schon; Tasten so gross wie eine Traube, Kurzwahlspeicher und den peinlichen „Umhängeplämpel“ für den Hals. Kaum war ich zur Tür raus, hat sie die neue Errungenschaft dem ultimativen Härtetest unterzogen. Dem netten Polizisten erklärt, dass sie den Worten ihrer Enkelin keinen Glauben schenken kann, nun aber die Gewissheit hat, die Polizei sei auch wirklich am anderen Ende der Leitung, wenn sie die Eins drücke. Wie vorgesehen auf sich getragen hat sie das Ding nie, sondern brav am Schieber vom Kachelofen aufgehängt und auf Nachfrage erklärt: „Es soll ja nicht kaputtgehen.“

Mein Papi, damals stolzer Besitzer des ersten Durchschnitts-Natels, Marke „Es sprengt dir die Hosentasche wenn du es reinsteckst“, hat mit der Moderne lange Schritt gehalten, bis er sich ein Smartphone gönnte. Da wir dasselbe Modell besitzen beginnt er das Gespräch jeweils so: „Tochter, hattest du das auch schon…?“ Wann immer ich kann, stehe ich ihm natürlich mit Rat und Tat helfend zur Seite, auch wenn ich mich manchmal wirklich frage wie man so viel mit nur einem Knopfdruck, pardon, Displaytipper zerstören kann. „Ich habe da etwas gedrückt, und da waren all meine Fotos weg“, erklärte er panisch am Handy, nachdem er mich zuerst mit der Stummschaltung aus Versehen mit grässlicher Musik zu gedröhnt hatte. „Aber dann habe ich beim ‚Gugel‘ alles wiedergefunden, das ist doch gut so, oder?“

Ich frage mich, wann genau mich der Schlag der Überforderung treffen wird und male mir meine Zukunft aus. Leicht vornübergebeugt werde ich vor der Haustür stehen. Skeptisch, und der festen Überzeugung der Irisscanner verschlechtere meine Sehkraft, werde ich mein Auge widerwillig gegen die Tür pressen. Ein Warnton erklingt, damit meine Katzen aus dem Eingangsbereich verschwinden, ja ich werde auch



im hohen Alter noch Katzen besitzen. Kaum eingetreten, gleitet die Schiebetür des Wandschranks automatisch zur Seite, ich muss mein Jäckchen, ja Grösis tragen Jäckchen, nur an einem Haken befestigen, das Aufhängen übernimmt der intelligente Schrank, obwohl ich der Meinung bin, ein Gastarbeiter verstecke sich darin. Artig schlüpfe ich aus den unspektakulär weiss vergilbten Gesundheitslatschen. Ich müsste es nicht, denn der Boden reinigt sich mehrmals wöchentlich geräuschlos über Nacht von selbst. Aber ich tue es, denn so hat man es meiner Generation beigebracht.

Empfangen werde ich von meinem Hausroboter, ähnlich „Jarvis“ aus Ironman. Ich nenne ihn Otto, oder vielleicht doch James? Als er mich ermahnt, ich hätte mit dem Backen und Verzehren der Schokoladentorte nach Grösi-Rezept anfangs Woche sämtliche Weichen für eine altersgerechte Folgediät in den kommenden sieben Tage gestellt, beschimpfe ich ihn als „Dummbatz“.

Er informiert mich, dass mein Mann in der Garage an seinem Motorrad aus dem Jahr 2015 rumklempnert, die Ersatzteile kaum noch zu beschaffen sind und ein Loch in unsere monatliche Rente fressen werden: Die AHV gibt’s übrigens längst nicht mehr. Ich erinnere mich an mein Grösi: „Spare in der Zeit, so hast du in der Not.“ Und ich erinnere mich an meinen Papi, wie er Mamis Velosolex in den Achtzigern frisiert, im Pensionsalter aufgefrischt, und mit kugelrundem schwarzem Helm damit rumgetuckert ist. Ich bitte „Dummbatz“ höflich, die Tür in den Garten zu öffnen, als mir eine Hinweisschlacht entgegenspringt. „Sie sollten sich in der Mittagssonne nicht nach draussen begeben, das Ozonloch befindet sich direkt über ihrem Garten, das Hautkrebsrisiko beträgt sechzig Prozent, wenn Sie sich länger als drei Minuten im Freien aufhalten.“ Insgeheim hoffe ich auf einen Sonnensturm, der „Dummbatz“ für mindestens eine Woche lahmlegt. Ich ziehe eine Schachtel aus meinem „Einkaufswägeli“, gehe trotz heulender Warnsirene nach draussen, grabe ein Loch im Garten, stecke den Kopfsalatsetzling in die Erde, drücke fest an und giesse mit der seit Jahren vergriffenen grünen Kanne eigenhändig. Genauso, wie es mein Grösi bis zu ihrem Tod getan hat, genauso wie es Mami und Papi diese Woche getan haben, genauso wie ich es nach meinem Urlaub tun werde.

Angela Suter trinkt Brandlöscher Bier

Generationswechsel

von Didi Costaire

Das „Du“ ist meistens einem „Sie“ gewichen,
man nennt mich nur noch selten „Junger Mann“
und denkt: Der alte Sack kommt angeschlichen,
auch, dass ich, wie ich konnte, kaum mehr kann.
Der Glanz von einst sei lange ausgeblichen.
Das ficht mich aber überhaupt nicht an.
Ich war wohl nie zuvor so ausgeglichen.

Didi Costaire trinkt Hödeken Bräu Indian Pale Ale

Spielzeug

von Michael Schuster

Ich nehme einen tiefen Schluck aus dem Bierglas. Der Alkohol durchströmt mich wie schon tausend Generationen vor mir und weckt meine pseudophilosophische Ader. Sehr gut, jetzt bin ich bereit abzuschweifen.

So viele Arten von Generationen. Die neueste Generation Auto, Kamera, Grafikkarte, Mensch, Tier. Wann ist eine Generation vorbei und wann beginnt die nächste? Wann gilt ein Auto als offiziell „tot"? Wenn es verrostet ist? Wenn es entsorgt wird, obwohl es noch funktionsfähig wäre? Ist eine Menschengeneration jetzt mit 100 Jahren anzusetzen oder mit 25? Und wie ist das mit Urzeitkrebschen? Trocknet man deren Eier und verpackt sie in kleine Experimentierkoffer für Menschenkinder, können sie Jahre überdauern. Legt man sie aber ins Salzwasser, schlüpfen sie, und 90 Prozent der Larven erleben nicht einmal ihr Erwachsenenalter. Ist es den toten Larven gegenüber fair, sich bei der Festlegung des Alters einer Salzkrebschen-Generation an der Lebensdauer eines ausgewachsenen Salzkrebschens zu orientieren?

Das sind alles Fragen, die geklärt werden müssen! Immerhin leben wir in einer fortschrittlichen, zivilisierten Gesellschaft mit einem unglaublich verkomplizierten Labyrinth aus „Kultur" und „Sprache", in dem man sich sogar um gleichgeschlechtliche Ampelmännchen und -frauchen Sorgen machen muss. Da dürfen wir auch kleinere Lebensformen wie Urzeitkrebse nicht ausser Acht lassen. Klein aber oho!

Ich spreche das Thema Urzeitkrebschen natürlich an, weil ich mich zu Hause direkt mit dieser Thematik konfrontiert sehe – auf meinem Schreibtisch steht ein winziges Aquarium mit den auffällig unauffälligen Lebensformen. Fleissige Schwimmer, aber zurzeit noch nicht ausgewachsen. Das erleichtert die Pflege etwas – sie brauchen kaum Futter.

„Du sollst nie die Hand beissen, die dich füttert", fällt mir dazu gerade ein – das ginge in diesem Fall auch schwer. Die Hand ist stets ausser Reichweite, sie ist wie ein göttliches Ding, das die Tiere nie erreichen können, so ähnlich wie die Sonne für uns, deren Kraft und Wärme unser Leben ermöglicht und die dennoch so unendlich fern ist.

Wir können weder mit noch ohne solche „göttlichen" Dinge existieren. Kommen wir der Sonne zu nah, verbrennen wir oder bekommen Krebs. Ist sie zu weit weg, erfrieren wir und die Pflanzen unserer Welt sterben. Wir leben zwischen den Extremen, in der Grauzone zwischen Nähe und Ferne, zwischen Schwarz und Weiss, zwischen Existenz und Nichtexistenz. Wir können nicht sicher sein, ob wir existieren, doch ob wir nicht existieren, wissen wir auch nicht. Vielleicht haben wir einen Zustand dazwischen inne, so ähnlich wie Schrödingers Katze. Vielleicht ist das ganze Universum auf diesem Prinzip der Grauzonen aufgebaut, Extremzustände jedweder Art, nur Illusionen und die Bedeutung unseres Daseins (oder Nichtdaseins) nichtig – nichtig... sogar das ist wahrscheinlich noch eine Übertreibung unserer Wichtigkeit.

Bestimmt sind wir nur ein Spielzeug höherer Mächte – eine Generation eines neu erfundenen Spielzeugs – wurden so wie die Salzkrebschen in meinem Aquarium von Kreaturen grossgezogen, die Wichtigeres zu tun haben, als sich wirklich um uns zu scheren. Wir sind nur Deko, Zeitvertreib. Vielleicht sind auch diese höheren Wesen nur ein Spielzeug für eine Generation noch höherer Wesen... (Ist das dann eine Endlosschleife?)

Das Universum – eine grosse Glaskugel gefüllt mit Lebewesen zur Unterhaltung noch viel grösserer Kreaturen als wir sie uns vorstellen können?

Stell dir vor, durch die unbekannte Grenze unseres Universums zu Was-auch-immer-dahinter-liegt würde eines Tages eine Milliarden von Quadratkilometern grosse vierdimensionale Hand in unser Universum greifen und einen Planeten voller Menschen herausholen, um ihn in ein anderes Universum zu setzen, damit sich dort auch etwas rührt. So in etwa muss es den Krebschen vorkommen, wenn ein Mensch in das Aquarium eindringt und dort ihre Eier stiehlt. Er trocknet und verpackt die Eier, und dann verkauft er sie in Experimentierkoffern weiter, damit andere Menschen auch mit Lebewesen spielen können.

Michael Schuster trinkt Kozel

Fleisch

von Sabine Wagenknecht

Seine Hände gruben sich in das weiche Fleisch. Warm – noch. Seit drei Generationen schon wurde geschnitten, entbeint. Von Opa Hans hatte er gelernt, den Bolzen an der richtigen Stelle anzusetzen, ob beim Schwein oder beim Rind. Seine Finger zogen den Abzug ohne Probleme durch – anders als beim Opa Hans. Dessen knorrige Hände waren durch die Arthritis schmerzhaft und zittrig geworden. Kam von der Kälte des Kühlhauses. Ihm war bewusst, dass auch bei ihm in einigen Jahren die Gelenke zu schmerzen beginnen würden. Dagegen half nur Wärme. Wie in dem blutroten Haufen von Gedärm und Innereien, zu denen er sich mittlerweile vorgearbeitet hatte. Doch Wärme war für frisches Fleisch das schlimmste. Sie verdrängte den leicht metallischen, aber erregenden Duft des Bluts, durch den Geruch der beginnenden Verwesung. Süsslich, ein Hauch von Moder. Angenehm auf eine morbide Art und Weise.
Sein Vater hatte ihm gezeigt, wie man das schiere, gute Muskelfleisch perfekt von Sehnen und Knorpel reinigte. Mit schnellen scharfen Schnitten. Punktgenau gesetzt. Genauso, wie er mit sicherem Gespür an dem Punkt unterhalb des Sternums das frisch geschärfte Messer in das von reichlich Fettgewebe verdeckte Brustfleisch gesenkt hatte. Er liebte das. Diese haptisch unvergleichliche Kombination von Festigkeit und Weiche. Die Brüste entfernte er immer als letztes. Der Höhepunkt.
Drei Generationen Metzgermeister hatten die Kühlräume mit unzähligen Kadavern gefüllt. Säuberlich zerteilt. Fleisch von bester Qualität.

Variante 1: Heute würde er die Leistungen von Grossvater und Vater toppen. Das beste Schweinefilet aller Zeiten, perfekt pariert für die Kommission der Innung. Er würde der Fleischergeneration seiner Familie Ehre erweisen!

Variante 2: Er hatte sich weiterentwickelt. Anders als die Generationen vor ihm hatte er zartes Frauenfleisch als die Krönung der Metzgerkunst entdeckt. Nicht zu jung, nicht zu alt. Mit einem idealen Fettanteil, der sich gut im Muskelfleisch verteilte. Alle seine Kunden waren bisher begeistert gewesen…

Sabine Wagenknecht trinkt „Bloody Mary“

Heute Abend wird gekocht

von Claudia Paal

Ihr Blick zeigte deutlich, dass sie mit der Ordnung in seinem Zimmer nicht einverstanden war. Sie fragte sich, ob er hier Persil kaufen würde, wie sie es immer getan hatte. Um mit dieser Überlegung nicht aufzufallen, fuhr sie kurz über seinen Pullover und stellte mit Erschrecken fest, dass er nicht nur kein Persil gekauft hatte – nein, viel schlimmer, er hatte ganz und gar den Weichspüler vergessen! Dabei hatte sie ihm so oft erklärt, wie das mit dem Waschen nun vonstattenging. Und überhaupt, auch sein Mitbewohner könnte ihm ja etwas zur Hand gehen!

„Die Waschmaschine ist kaputt."

„Wie bitte?", fragte sie zwischen Zügen des Kaffees aus einer Tasse, aus der sie lieber nicht getrunken hätte.

„Ein Defekt im letzten Monat."

Die Situation war schlimmer, als sie es sich ausgemalt hatte.

„Keine Sorge, der Münzsalon ist super."

„Münzsalon? Das ist doch keine Qualität. Denk nur an deine guten Sachen!"

Schnell bereute sie das, denn sie wusste, dass die Aufregung zu nichts mehr führte. Nicht in dem Alter, nicht unter diesen Umständen. Das Laminat des Fussbodens schält sich schwarz an einem Fleck, der – hätte sie ihre Handtasche daraufgestellt – immer noch an den Seiten zu sehen gewesen wäre. Sowohl das Brandloch in der Eingangstür, als auch die Badewanne, an der der Schlauch und somit die Möglichkeit zu baden überhaupt fehlte, sprachen ihre eigene Sprache. Klänge die genügten, so dass er und sie in ihrem Schweigen fortfahren konnten. Auch vom türkischen Kaffee, aufgrund permanenter Kaffeemaschinennichtentkalkung, nicht entlüfteten Heizungen sowie der Problematik klemmender Türschlösser wollte heute niemand reden. Das Klopapier war aus und Handtücher gab es keine mehr, da diese in den Waschsalon zu tragen dann doch etwas zu umständlich gewesen wäre. Und von der neulichen Flutung des Kellers wollte er nun auch nicht extra anfangen, um sie nicht zu beunruhigen.

„Und? Hast du dir jetzt endlich einen Wecker zugelegt?"

„Ich stell mir einfach das Handy."

„Das Handy? Ist das nicht zu unsicher?"

Wie sollte man nun jemandem, der jede Telefonnummer in einem Notizbuch aufschrieb, weil er Angst hatte, das Handy würde sich, ja was eigentlich… von selbst löschen oder so etwas, erklären, dass so ein Handy als Wecker schon zuverlässig war und vor allem immer verfügbar? Dass man so ein Handy nach einer durchgezechten Nacht, nach einigen wohlschmeckenden Getränken, unter erschwerten Gedankenstrapazen nicht immer neu stellen musste, wie den Wecker – der, sollte er morgens um 8 Uhr klingeln, auch regelmässig abends um 20 Uhr noch einmal stören würde.

„Hast du auch genug zu essen?", fragte sie auf der Couch herumrutschend, in dem Bemühen, eine Position zu finden, in der sie nicht einen Meter tief im Polster versinken würde.

„Ja", sagte er und dachte daran, was er sich aus den paar Eiern, dem Ketchup und den Spaghetti, die auch noch irgendwo sein mussten, alles zaubern konnte. Mindestens Nudeln und Tomatensosse, wenn es noch irgendwo Zucker gab, dann waren auch Nudeln und Zucker drin. Man könnte sie auch braten, wie beim Chinesen, da gab es ja auch Eiernudeln. Und irgendwie musste sich daraus auch noch ein Nudelsalat machen lassen. Vielleicht fehlten dazu noch ein oder zwei Zutaten, auf die man aber auf jeden Fall würde verzichten können, wie man es bei Rezepten aus dem Dr.-Oetker-Kochbuch schliesslich auch immer machen muss. Das Essen für die nächsten vier bis fünf Tage war jedenfalls gesichert. Und er freute sich schon auf den Kochabend mit seinen Mitbewohnern.

Claudia Paal trinkt Lösch-Zwerg

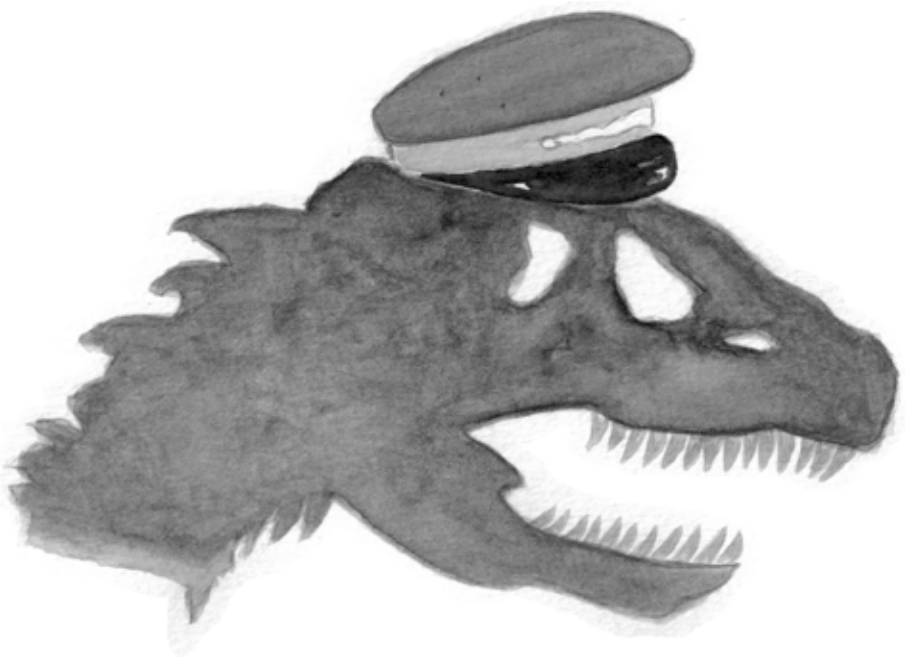
Generation

von Rainer Schlüter genannt Thesing

Ende der Siebzigerjahre, ich war gerade volljährig, bekam ich einen Musterungsbescheid der Bundeswehr, ich sollte auf meine Eignung als Soldat untersucht werden. Erinnern kann ich mich noch an den Arzt, der diese Eignung feststellte. Generation Wehrmacht, hatte bestimmt noch dem Führer die Hand geschüttelt. Nun, in meinem Fall schüttelte er meine Hoden und murmelte: „Husten se mal!“ Und ich war tauglich. Natürlich wollte ich nicht zum Bund und verweigerte den Wehrdienst. Nun war es so: Man musste seine Verweigerung schriftlich einreichen und wurde dann zu einer sogenannten Überprüfung des Gewissens geladen.

Und so fand man sich ein paar Wochen später vor einer Generation Menschen wieder, deren meiste Mitglieder noch für Volk und Vaterland gekämpft hatten. Und diese Leute stellten dann Fragen wie: „Sie gehen mit ihrer Freundin durch den Wald. Sie haben ein Messer in der Tasche. Plötzlich springt ein Russe aus einem Gebüsch und droht, Ihre Freundin zu vergewaltigen. Was machen Sie?“ Solche Fragen waren an der Tagesordnung. Und was für eine Antwort haben die erwartet? Ich habe beispielsweise gesagt, als Pazifist, als den ich mich sehe, lehne ich Waffen ab, ergo habe ich auch kein Messer in der Tasche. Und warum ausgerechnet ein Russe? Wäre nicht auch ein Ire, Mexikaner oder Pygmäe denkbar? Alles Fragen, die niemanden interessierten und so fand ich mich einige Zeit später zum Grundwehrdienst in einer Kaserne wieder.

1982 wurde diese peinliche Art der Gewissensüberprüfung abgeschafft. Aber wo sind die Leute geblieben, die ausgezogen waren, Gewissen zu überprüfen? Das hatte fast den Anschein wie bei den Dinosauriern: Gerade waren sie noch da und jetzt sind sie weg. Vermutlich ist diese Generation inzwischen wirklich ausgestorben – gut so.



Rainer Schlüter genannt Thesing trinkt Faxe, das dänische Lagerbier

Kein Kavalier der alten Schule mehr

von Erdmann Höra

Ich kann nie mehr ein Gentleman sein,
die Frauen lassen das einfach nicht zu.
Sie können und machen alles allein,
und ich, ich schaue einfach nur zu.

Ich reichte ihr früher das Feuer
für den entspannten Rauchergenuss.
Kaufte Glimmstängel, sehr teuer.
Doch mit Rauchen ist meist Schluss.

Und wenn sie doch mal rauchen will,
Sie ist für mich ohne Gefühl.
Abrupt lehnt sie ab mein Feuer.
Sie zeigt ihr Feuerzeug, so teuer.

Ich rannte schnell vor,
hielt die Tür für sie auf.
Heute öffnet sich alles
automatisch beim Lauf.

Aufmerksam half ich in Mantel und Jacke.
Ihre Nähe machte mich freudig und froh.
Heute endet meist eine solche Attacke.
Sie sagt dann: „Mein Herr, es geht ja auch so."

An ihrer linken Seite wollte ich gehen,
beim Überqueren der Strassen beschützen.
Heute lässt sie mich einfach steh'n.
Ich soll nicht, ich darf ihr nichts nützen!

Ich fuhr sie durch das Land als Chauffeur.
Heute ist sie berühmt und auch recht bekannt.
Sie ist in jeder Hinsicht ihr eigener Herr,
und nimmt das Steuer selbst in die Hand.

Einen Schirm kaufte ich so wunderschön,
wollte sie vor dem Regenguss schützen.
„Einen eigen Regenschirm"; sagt sie, „ habe ich hier,
den kann für mich ich alleine benützen."

Sie nimmt mich nicht wahr, als wär' ich unsichtbar.
So unschlüssig steht sie da.
Den Weg, den richtigen will ich ihr zeigen.
Sie aber will es mit dem Navi nur treiben.

Endlich hab' ich den Mut, sie anzusprechen.
Hier tut sich Moderne, Erfindergeist rächen.
Sie lässt niemanden an sich ran (auch keinen Mann),
Sie redet dauernd, hat's Handy an.

Ist's mit dem Telefon einmal vorbei.
Freudig bin ich juhe, juhei.
Jetzt hat sie gleich den Knopf im Ohr,
zieht MP3-Player mir vor.

Vor der Eisdiele fing ich sie freudig ab.
„Wie wäre es mit Fruchteis oder Spaghetti?"
Die Antwort, die sie recht patzig gab:
„Ich stehe auf Diät und bin trotzdem happy."

Ihr Auto springt heute einfach nicht an.
Das ist für mich die Gelegenheit.
Doch da – der ADAC kommt schon angefahren.
So hat sie auch diesmal für mich keine Zeit.

Erdmann Höra trinkt Agricola

Montag im Kalihafen

von Bernhard W. Rahe

„He, du Arsch“, grölt der Vorarbeiter. „Dir kann man zwischen den Schritten die Schuhe besohlen, beweg dich gefälligst schneller, Schlappschwanz!“ Der Gescholtene erwidert kein Wort, in seinem trockenen Mund bleibt ein „Dreckskerl“ auf der Zunge im Kalischleim haften. Er hebt sein schmerzendes Bein höher, rückt den Zentnersack auf seinem gekrümmten Rücken noch einmal zurecht und kriecht schneller. Wie eine lahme Heuschrecke überquert er den weissbestäubten Beton. Mit einem aus den Fugen geratenen Gesichtsausdruck erreicht er den LKW, wuchtet unter Stöhnen die Last auf die Blechkante. Der Abnehmer hilft ihm, den Sack abzusetzen, sagt nichts, schaut kurz auf.

Der Humpelnde bewegt sich wieder zum Schiff, entlastet das Bein. Wenn der junge Vorarbeiter nicht zu ihm herüberschaut, ist Weihnachten. Jetzt ist Frühstückspause. Die Arbeiter latschen Zigaretten drehend, den Kalistaub auswerfend über den Hof. In der Bude sitzen schon einige scheinbar uralte Hafenarbeiter. Manche trinken Bier, spülen den Ärger des frühen Tages, den Bissen Wurstbrot hinunter; hinein in ihre vor Arbeit, Sauferei, Lebenshunger und Traurigkeit berstenden Körper. Einer ist vertieft in sein Sportblatt, greift geübt unter den Papierrand hindurch nach der Käsestulle. Der mit dem Bein presst die Hände auf den Oberschenkel, sieht mich böse an, als wäre ich sein gottverdammter Schmerz.

Ich schaue zu den anderen Typen, den alten Hasen, rüber. Einer trägt eine Blaukutte. Sein Overall steht und stinkt vor Dreck. Er würde sich gut als Garderobenständer machen, denke ich und grinse. „Gestern war ich mit meiner Frau im Wald spazieren“, sagt ein Greis mit leuchtenden Augen. „Wir haben Pilze gefunden.“

„Und, hast du’s Deiner Alten wenigstens besorgt?“ fragt ein Halbwüchsigerer aus dem Mundwinkel heraus, ohne den entgeisterten Blick des pilzsuchenden Romantikers zu sehen. Der sagt ganz gelassen: „Steinpilze haben wir gefunden, Jungs, stellt euch das vor, Steinpilze, solche Dinger und jede Menge davon. So gross wie eine Untertasse“, setzt er noch ganz begeistert hinzu.

Er trägt den vergangenen Sonntag in sich und keiner will mit ihm dieses Gefühl an einem ausdruckslosen Montag teilen. Er hat immer noch den Duft seiner Frau in der Nase. Bei jedem zögerlichen Atemzug blähen sich seine Nasenflügel wie der pulsierende Körper eines Insekts. Die Sirene beendet die kurze Pause. Der mit dem Bein kommt schlecht hoch. Er hat nichts gegessen, nur hastig zwei Flaschen Bier getrunken.

Dieser verteufelte Schiffsbauch will nicht leer werden. Schicht um Schicht schleppen die Männer ihre Gesundheit in Kunststoffsäcken davon, während der LKW ächzend in die Knie geht und seine Achsen sich quälen. Die Ladeklappen werden geschlossen. Vorgedrehte gekrümmte Zigaretten werden fieberhaft geglättet und in Münder gesteckt, Flammen an die Papierspitzen gehalten. Blauer Rauch steigt in den Vormittag hinauf. Zeit zum Rauchen ist nicht da. Ein verträumtes hektisches Saugen an der mageren Brust des Lebens, für wenige Sekunden – erbärmliches Glück. Dann rauscht ein neuer LKW heran, die Klappen krachen hinunter, Träume zerspringen, lösen sich in den Chemikalien.

Ich kratze meinen Mut zusammen, spreche den Kerl mit dem bösen Blick in dem schiefen Gesicht an. „He, Kumpel, was ist mit deinem Bein, hast du’s dir gequetscht?“ Er lacht dünn, abweisend: „Du junger Studentenarsch willst wissen, was mit dem Ding hier ist, he? Riech’ da, wo ich geschissen habe!“ Er klopft bedeutungsvoll mit dem weissen Knöchel seiner Hand auf das Bein, auf sein Bein.

„Knochenfrass“, sagt er kurz. „Nächste Woche wollen sie mir das Scheissbein abnehmen. Und wer soll dann wohl für meine Familie sorgen, he, kannst du mir das sagen, Milchgesicht – Klugscheisser, wie?“ Ich kann es ihm nicht sagen, will mich von diesem Elend schnell abwenden. Er aber nagelt mich fest, hält mein angstvoll zuckendes Herz in seiner Hand, meine Seele klebt an seinen Worten. Er studiert mich, die Augen strahlend blau – so, als verkörpere ich das, was er in sich hineinfrisst. Dieser irrsinnige schwarze Schmerz, der sein sterbendes Bein im Würgegriff hält und nicht mehr loslassen kann.

Und der Schatten eines verirrten Lächelns huscht über das graue Gesicht dieses Mannes. Es ist Montag im Kalihafen. Hier prallen nicht nur Generationen aufeinander, denke ich. Es sind Welten der Generationen – von arm und reich.

Bernhard W. Rahe trinkt Kräusen

Frank & das Theater mit den Frauen

von Lena Schätte

Schützenfest. Ich stecke mitten in der Menschenpflaume fest, zwischen hunderten Männern in schwarzen Jacketts, allesamt die gleiche verwelkte rote Rose ins Revers gesteckt. Aus dem Festzelt röhrt die Blaskapelle herüber und vermischt sich mit dem Bass der Karussellmusik. Einige Biere brennen in meinem Kortex, doch scheine ich für diese Gesellschaft noch lange nicht betrunken genug. Frank stolpert zu mir herüber, nimmt meine Schulter und zieht mich eng an sich heran. Seine blauen Augen, der kahlgeschorene Kopf und die grossen patschigen Hände sind mir so vertraut, denn wir sind eine lange Weile miteinander ausgegangen. Er ist Berufssoldat, und ich hatte mein ganzes Leben einen Soldaten gewollt, wie das perfekte Accessoire. Vielleicht aus Fetisch für Tarnklamotten, aus diesem zutiefst weiblichen Wunsch heraus, beschützt zu werden oder auch bloss wegen seiner trainierten Oberarme. Bald wurde mir klar, dass ich zwar für seinen Bizeps bereit war, doch nicht für das Trauma, das er wie einen Rucksack voller Betonklötze mit sich herum trug oder die Wochen allein, mit nichtssagenden Briefen und einem täglich wiedergekäuten Treueschwur. Doch nach einer langen Funkstille wurden wir Freunde. Er ruft mich oft mitten in der Nacht an, klagt mir sein Leid mit den Frauen und im Gegenzug kann ich ihm all die Fragen stellen, die ich einem Mann schon immer stellen wollte, ganz ohne Scham oder Verlegenheit.

„Ihr Weiber ihr wollt einen doch immer nur verarschen. Ein einziges Theater ist das mit euch!“, lallt er mir laut ins Ohr, Spucketröpfchen rieseln auf meine Wange. „Nein, nein... du darfst dir nur nicht immer die Hupfdohlen von der Tanzfläche wegholen!“, versuche ich ihn zu besänftigen, doch er hört mir nicht zu und fährt fort. Seine Lippen kommen meiner Haut immer näher, berühren sie immer öfter. Sein Atem riecht nach Bier und Verbitterung. „Ein Freund hat mir neulich einen Rat gegeben: Man muss die Frauen hinhalten. Sich rar machen. Dann kommen sie ganz von allein!“

Ich schüttle wie wild den Kopf. Und während er vor sich hinrechnet, wie viele Frauen in Deutschland wohl auf einen Mann kommen und einen Monolog über Anmachsprüche und daraus resultierenden Körben ins Rollen bringt, schiesst es mir durch den Kopf: Die Emanzipation geht bald nach hinten los. Demnächst öffnen wir den Männern die Autotüren und legen ihnen die Jacke über die Schultern, wenn es nach dem Kinobesuch kalt an der S-Bahn-Haltestelle wird. Zwischen Frauen und Männern meiner Generation scheint Dating nach dem Supermarktsystem zu erfolgen. Wir rennen los und stopfen bunte, verheissungsvolle Verpackungen in den Einkaufswagen. Süsses und fettiges Zeug. Wir kennen nicht einmal genau ihren Inhalt, doch wir fragen auch nicht danach. Billig muss es sein und schnell gehen, dabei so wenig Aufwand wie nur irgend möglich machen. Wir schleppen alles nach Hause und wundern uns bald über unsere Bauchschmerzen. Und es trifft uns unerwartet, wenn unsere Arterien zu verstopften Kabeln werden, unser Herz verfettet und wir nach Jahren des kurzweiligen Genusses zuckend auf dem Badezimmerboden sterben. Und hören wir von lebenslangen Ehen, klingt das für uns, als sei da bloss jemand der Sklave der Bedürfnisse eines anderen gewesen. Eine Stunde später setze ich Frank in ein Taxi, da er zu weinen begonnen hat, unterstützt von kräftigem besoffenen Sabbern, und nenne dem Fahrer seine Adresse. Als der Benz davon fährt und ich da stehe, der Krach des Schützenfestzelts nur ein dumpfes Geräusch in der Ferne, bemerke ich, dass die Rose aus seinem Knopfloch am Reißverschluss meiner Jacke hängt. Sie sieht zerrupft aus. Vielleicht erträgt meine Generation nicht mehr Romantik, als eine einzige rote Rose in einem Knopfloch.

Lena Schätte trinkt Corona

Die letzte Runde bezahlt Schmuddel Schmidi

GEN

ER

@

ION

klein.

aber flexibel.

GOTTARDi PRiNT

Telefon 031 991 75 76 – E-Mail: info@gottardiprint.ch

Vorschau

„Peng! “ heisst das Thema der nächsten Ausgabe der BIERGLASLYRIK. Schicke deinen Text bis am 29. August 2015 an: redaktion@bierglaslyrik.ch.

Ob Kurzgeschichte, Gedicht, Erörterung, Wortdefinition, ... alle Textsorten sind erwünscht. Thematisch oder sprachlich muss dein Text im weitesten Sinn das Thema „Peng!“ streifen.

Bedingungen zur Form deines Textes findest du unter: www.bierglaslyrik.ch. Eine Auswahl der eingesandten Texte erscheint in der nächsten Ausgabe.

Impressum

Herausgeber & Redaktion:
Michael Bucher
Oliver Käsermann
Reto Boschung

Illustrationen: Bettina Lüdin

Korrektorat:
Peter Käsermann, Hannah Dotzauer

Administration: Marlène Käsermann

Büro Biel: Franziska Berger
Büro Zürich: Peter Frech
Büro Nettetal: Anke Tschickardt
Büro Wien: Katharina Ramchen
Büro Auw: Angela Sutter
Büro Straubing: Benedikt Schräpler
Büro Krefeld: Sarah J. Beckmann

Bierrat: Vakant bzw. rekonvaleszent

Kontakt:
BIERGLASLYRIK
Hubelmattstrasse 42A
3007 Bern (Schweiz)
redaktion@bierglaslyrik.ch
www.bierglaslyrik.ch

Abonnemente: www.bierglaslyrik.ch

Auflage: 150 Druckexemplare sowie freier Download

Druck:
Gottardi Print
Bernstrasse 45
Postfach 585
3018 Bern